

Unterhaltungs = Blatt.

Beilage

zur Preßburger = Zeitung No. 57.

Freitag, den 22. Juli 1825.

Einführung des Kaffeetrinkens.

Dem berühmten Reisenden Thevenot, der im Jahre 1638 aus der Levante nach Frankreich zurückkam, schrieb man die Bekanntmachung des Kaffee's in diesem Lande zu. Dies Getränk behagte ihm so sehr, daß er sich dessen fortwährend bediente. Hierauf suchten einige Kaufleute in Marseille, seit dem Jahre 1664, ihn noch bekannter zu machen, wahrscheinlich um durch die Einführung desselben ein Bedeutendes zu gewinnen, denn die Bohnen waren nur in Marseille zu haben. Sie hätten aber wohl kaum ihren Zweck erreicht, wenn nicht ein vornehmer Türke die Pariser Welt in Aufregung gebracht und dieses neumodische Getränk den Damen und Herren, welche die Neugierde zu ihm trieb, vorgesetzt hätte. Es war der türkische Gesandte Soliman Aga, der im Jahr 1669 10 Monat hindurch die Augen und das Gespräch von ganz Paris auf sich zog. Er ließ dieses fremde Getränk in porzellanenen Gefäßen aufsetzen; glänzend gekleidete Sklaven reichten es den Damen und zugleich Servietten mit goldenen Fransen. Die Neuheit der Sache, der Reiz des Ausländischen, die Prunksucht der Großen, die Seltenheit und Kostbarkeit der Bohnen, und die dazu nöthigen Gefä-

ße, die nachahmende Eitelkeit, welche durch diesen bis dahin unbekanntem Genuß sich einen auszeichnenden Glanz zu geben hoffte, alles dieses reizte einige Vornehme zuerst, auch bei sich diese Seltenheit darzureichen. — Schon 3 Jahre nachher eröffnete ein Armenier eine Kaffee-Bude in Paris, und 4 Jahre später hatte sich die Anzahl der Kaffee-Schänker so vermehrt, daß man sie in eine Zunft vereinigen zu müssen glaubte. Man nannte sie auch Limonadiers, weil ihnen ausschließungsweise noch erlaubt war, Limonade zu verkaufen.

Warnungstafel.

Daß heirathslustige Mädchen die kleinen Glasperlen dazu verwenden, um dem Geliebten einen Geldbeutel damit zu schmücken, dagegen läßt sich um so weniger etwas sagen, als diese Beutelchen die oft sehr geräumigen Taschen der Liebhaber ausfüllen müssen.

Eine höchst schädliche Gewohnheit ist es aber, diese Glasperlen, seitdem dieselben Modeartikel geworden sind, zu Kinderhäubchen, ja diese sogar zu Puthengeschenken zu verwenden. Werden diese Häubchen mit warmem Wasser gereinigt oder mit dem Plätteisen geplättet, dann bekommen die Perlen Risse und zerspringen. Kinder, welche verdammt sind, solche Hauben zu tragen, sind dann immer in Gefahr, daß sich ein Glaspitter ins Auge schleicht. Wenn dies der Fall ist, fängt das Auge an zu thränen, wird lichtscheu, und bald so heftig entzündet, daß es durch keine Gewalt so weit geöffnet werden kann, um den im Auge

vorhandenen fremden Körper zu entdecken. Ja selbst der umsichtige Augenarzt entdeckt die veranlassende Ursache nicht immer, weil erst dann Hülfe bei ihm gesucht wird, wenn die Entzündung schon einen sehr hohen Grad erreicht hat. Das Auge geht dann in Eiterung über, und wenn dasselbe nach langen Qualen endlich wieder geöffnet werden kann, sehen Eltern und Arzt mit Entsetzen das Auge entweder zerstört, oder mit einem undurchsichtigen Felle überzogen.

Diese nicht etwa aus bloßer Furcht erzeugte, sondern leider durch Erfahrung bestätigte Thatsache, möge daher allen Eltern zur Warnung dienen, und dazu beitragen, diesen noch dazu unbequemen Kopfsputz auf immer aus den Kinderstuben zu verbannen.

Der Meister als Lehrling.

Haydn befand sich im Jahre 1790 in London. Er war damals 49 Jahr alt. Eines Tages kam ein reicher Lord zu ihm und verlangte, daß er ihm Unterricht in der Musik, jede Stunde zu einer Guinee, ertheilen möchte. Haydn bemerkte, daß er einige Vorkenntnisse habe, nahm das Anerbieten an und fragte den Lord, wann er anfangen wollte. — „Jetzt gleich!“ entgegnete dieser, wobei er ein Quatuor von Haydn aus der Tasche zog. „Für die erste Lektion“ sagte er, durchgehen wir dieses Quatuor, wobei Sie mir die Ursachen gewisser Modulationen und die allgemeine Leitung der Komposition erklären werden, die ich nicht auf allen Punkten gut heißen kann, weil sie den Grundsätzen zuwider sind.“ — Haydn, obgleich

ein wenig erstaunt, zeigte sich dennoch bereit, ihm überall zu antworten. Darauf begann der Lord; aber schon in der ersten Zeile findet er bei jeder Note etwas zu erinnern. Da nun der berühmte Komponist keinesweges ein Pedant war, sondern sich bei seinen Arbeiten mehr der Begeisterung als den Zwangsregeln überließ, so antwortete er fast jedesmal: Ich habe das so gesetzt, weil es eine gute Wirkung macht, und ich habe diese Passage so eingerichtet, weil sie auf solche Weise gut ist. Der Engländer, der ein wahrer Abbé von Languerne war, behauptete, daß diese Antworten nichts bewiesen, und fing seine Demonstrationen immer wieder von vorne an, bis es ihm endlich befiel, daraus die eigene Schlußfolge zu ziehen, daß das Quatuor schlecht komponirt sei. „Aber Mylord, sagte Haydn, so thun Sie mir wenigstens den Gefallen, dies Quatuor auf Ihre Weise einzurichten. Lassen sie es sodann ausführen, und Sie werden wohl am besten beurtheilen können, welche von beiden Arten die vorzüglichere sei.“ — „Warum, sagte der Engländer, sollte nun die Ihrige, die den Regeln entgegengesetzt ist, die bessere sein?“ — Weil sie angenehmer ist. — Der Lord machte noch mehrere Einwendungen, Haydn antwortete darauf so gut als er konnte; aber endlich wurde er ungeduldig und sagte: Ich sehe wohl, Mylord! daß Sie die Güte haben wollen, mir eine Lektion zu geben; aber ich sehe mich genöthigt, Ihnen zu gestehen, daß ich die Ehre, von einem solchen Meister unterrichtet zu werden, nicht verdiene.

M i s z e l l e n.

Es existirt zu Sevilla ein Gebrauch, der die spanische Frömmigkeit auf's Treffendste charakterisirt. Bei Sonnenaufgang wird die große Glocke, die sich im Thurm der Hauptkirche befindet, zu 3 verschiedenen Malen angeschlagen, um die Einwohner einzuladen, das kurze Gebet, welches man Angelus nennt, zu Ehren der Jungfrau herzusagen. Am Abend schlägt dieselbe Glocke nochmals an, und es ist für den Fremden äußerst auffallend, die plötzliche Aufmerksamkeit zu bemerken, die sich in den Straßen und in den Häusern zeigt. Ein jedes Individuum, arm oder reich, Kaufmann oder Handwerker, Reiter oder Fußgänger, Greis oder Kind, steht augenblicklich still und horcht. Auf allen Spaziergängen, im dichtesten Gewühl, bleibt ein Jeder auf dem Platze wie festgezaubert stehen, den er beim erstem Glockenschlage betrat, um sein Gebet zu murmeln. Der Jüngling unterbricht sein süßes Geschwätz, das Lächeln erstirbt auf den Lippen des Mädchens, um dem Ernste und der Andacht Platz zu machen. Der politische Kannengießer vollendet sein Argument nicht, und der Leichtsinn beugt sich vor dem ergreifenden Impuls der Religiosität. Die Männer nehmen ehrfurchtsvoll ihre Hüte ab, die Frauen neigen ihre Köpfe, die Kutschen bleiben unbeweglich. Jedes Geschäft, jede Arbeit, jedes Vergnügen wird einige Minuten lang unterbrochen und vergessen, bis das Geläute der übrigen, minder wichtigen Glocken, der Menge andeutet, daß die Zeit des Gebets vorüber sei. —

Eine Madame Baillie, eine Französin, die ein Buch unter dem Titel: „Lissabon in den Jahren 1821, 1822 und 1823“ herausgegeben hat, schildert den Eindruck, den der Anblick von Lissabon dem Fremden gewährt, folgendermaßen: „Wo vermöchte ich Worte aufzufinden, die stark genug sind, den Abscheu zu beschreiben, den ich empfinde, indem ich mich an den allgemeinen Anblick dieser Stadt, an das Neuzere und an die Gewohnheiten ihrer Bewohner erinnere. Alles was man sich nur an Schmutz und Unreinlichkeit zu denken vermag, scheint sich auf diesem Punkte des Erdballs vereinigt zu haben. Bei jedem Schritte, und in jedem Augenblicke wird man von einem unerträglichen Fisch-, Del- und Knoblauchgestank fast erstickt. Damit vereinigen sich die Dünste anderer, öffentlich in Verwesung übergehender Sachen. Elende, zurückstoßender durch ihre Unsauberkeit, als die ärmsten Bewohner unserer Gemeinde von S. Giles, wärmen sich an der Sonne und strecken sich ohne alle Umstände halb nackt neben den Urathhaufen aus, die sich vor jeder Thür befinden.“

Wir brechen ab; denn es scheint uns, daß dieser Schattenriß genügend sei, unsern Lesern einen Begriff von der Keulichkeit der Bewohner Lissabons zu geben. Die Verfasserin kommt mehrmals noch auf denselben Gegenstand zurück. Nach ihr zu urtheilen, haben die Paläste dieser Hauptstadt viel eher das Ansehen finsterner Gefängnisse, als glänzender Wohnungen der Großen des Reichs. Sie äußert sich darüber an einer andern Stelle:

„Wir haben uns lezthin nach Kamallao begeben,

um die Gärten und das Schloß in Augenschein zu nehmen, die der Königin gehören. Die äußere Einrichtung ist durchaus nach holländischer Manier, und die Gebäude sind eben so kleinlich als geschmacklos. Die Wohnungen des hohen Adels sind nicht vorzüglicher, und man kann sich denken, wie unangenehm und unsauber sie sein mögen, wenn man vor den Fenstern der schönsten Gemächer ganze Haufen Schwalbenmist und andern Unrath erblickt, der niemals hinweggeschafft wird. Alle Familien, reiche oder arme, haben beständig eine große Menge Hühner, die ganze Legionen von Flöhen und anderes Ungeziefer verbreiten, die hier fast als eine Art ägyptischer Landplage betrachtet werden können. Die Portugiesen sind jedoch nicht weniger stolz auf Lissabon, als die Spanier auf Sevilla. Sie stehen in diesem Betrachte in nichts hinter den Chinesen zurück, nach deren Beispiel sie ihre königl. Residenz als die Hauptstadt der Erde, als das wahre Zentrum des „himmlischen Reichs“ betrachten. —

Ueber die Formen der Etikette am französischen Hofe, die auch noch unter Ludwig XVI. streng beobachtet wurden, erzählt Mad. Campan: „Das Ankleiden der Fürstin war ein Meisterstück der Etikette; alles ging dabei nach der Regel. Die Ehrendame und die Staatsdame fanden sich hier zusammen ein, unterstützt von der ersten Kammerfrau und von 2 gewöhnlichen Kammerfrauen, verrichteten dabei den Hauptdienst; aber es fanden unter ihnen noch gewisse Unterschiede des Ranges statt. Die Staatsdame warf das Unterröckchen über, und überreichte dann den Rock; die Hofdame goß das Wasser zum Händewaschen ein, und

warf ihr das Hemde über. War eine Prinzessin von der königl. Familie beim Ankleiden gegenwärtig, so trat die Ehrendame ihr diese letztere Berrichtung ab, doch, waren es Prinzessinnen von Geblüt, nicht einmal unmittelbar; in diesem Falle übergab die Ehrendame das Hemd der ersten Kammerfrau, die es dann der Prinzessin von Geblüt überreichte. Jede dieser Damen beobachtete diesen Brauch gewissenhaft, als betreffe er ihre Rechte. An einem Wintertage traf sich's, daß die Königin, schon ganz entkleidet, eben im Begriff war sich das Hemde überzuwerfen; ich hielt es ihr schon ganz aus einander gefaltet. Da tritt die Ehrendame hinein, zieht rasch ihre Handschuhe aus und faßt das Hemde. Jetzt scharrt jemand mit den Füßen vor der Thür; man öffnet; es ist die Herzogin von Orleans; man zieht ihr die Handschuhe aus, und sie tritt heran, um das Hemde zu übernehmen. Aber die Ehrendame darf es ihr nicht selbst überreichen; sie übergiebt mir es, und ich gebe es der Prinzessin. Da scharrt es draußen wieder; es ist die Gräfin von Provence, und die Herzogin von Orleans überreicht dieser das Hemde. Die Königin hielt ihre Arme vor der Brust gekreuzt, und fror augenscheinlich. Die Prinzessin, welche ihre peinliche Lage sah, begnügt sich, ihr Schnupftuch hinzuwerfen, legt dann ihre Handschuhe bei Seite, und verwirrt beim Ueberwerfen des Hemdes die Haarlocken der Königin, die, um ihre Ungeduld zu verbergen, zu lächeln anfing, nachdem sie einigemal zwischen den Zähnen gemurmelt hatte: „das ist doch unanstehlich! wie wird man doch überlaufen!“

Diese ganze, wirklich lästige Etikette, war auf die königl. Würde berechnet, die überall, selbst in den Brüdern und Schwestern des Monarchen, Diener finden muß.

Auflösung der Charaden in No. 55 und 56.

Lothringen. — Steckenpferd.
